Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

Im Auftrag der Kommission
für Mundart- und Namenforschung Westfalens
herausgegeben von
JÜRGEN MACHA
Schriftleitung
MARKUS DENKLER

Band 52
2012

Aschendorff Verlag

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Abteilung Niederdeutsche Sprache und Literatur des Germanistischen Instituts der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Eingesandte Manuskripte werden von einem Redaktionsgremium geprüft. Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Redaktionsadressen:

Prof. Dr. JÜRGEN MACHA, Germanistisches Institut,
Schlossplatz 34, 48143 Münster, E-Mail: macha@uni-muenster.de

Dr. MARKUS DENKLER, Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Schlossplatz 34, 48143 Münster, E-Mail: markus.denkler@lwl.org

Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster

© 2012 Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Schlossplatz 34, 48143 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion

Druck und Herstellung: Druckerei Kettler, Bönen

ISSN 0078-0545

Inhalt des 52. Bandes (2012)

Reinhard GOLTZ: Zwischen Forschung und Vermittlung – 40 Jahre Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens 7

Doris TOPHINKE: Syntaktischer Ausbau im Mittelniederdeutschen. Theoretisch-methodische Überlegungen und kursorische Analysen . . . 19

Stefan MÄHL: Zur Verbstellungsvariation im Mittelniederdeutschen. Ein Projektbericht 47

Christian FISCHER – Robert PETERS: Syntaktische Untersuchungen mit dem „Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete“ (ASnA) 65

Christoph PURSCHKE: „Wenn jüm von Diekbou hört und leest…“ Itzehoe im „Lautdenkmal reichsdeutscher Mundarten zur Zeit Adolf Hitlers“. . 79

Friedel Helga ROOLFS: Eine wiederaufgefundene geistliche Sammelhandschrift aus dem Süsternhaus Schüttorf 111

Reinhard Goltz, Bremen

Zwischen Forschung und Vermittlung – 40 Jahre Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens

„Ja, Beharrer brauchen wir! Eine Partei der Beharrlichen, die sich zwischen den einen und den nächsten Augenblick wirft. Eine Partei der Aufmerksamkeit, die nicht sofort dem nächsten Reiz erliegt und die ihr Programm nicht auf Ereignismodus eingestellt hat. Wir brauchen eine Partei am Rande der Zeit!“ Diese vehemente Parteinahme gegen die „Fanatiker des Augenblicks“, so der Titel eines Essays des Dramatikers und Romanciers Moritz Rinke (2011), eignet sich trefflich, um den Standort der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens zu umreißen. Denn eine Einrichtung, die auf ihr 40-jähriges Bestehen[1] zurückblicken kann, ist Traditionen und Routinen verpflichtet, die ihre Berechtigung nicht dadurch eingebüßt haben, dass sie sich über Jahrzehnte bewährt haben. Unzweifelhaft ist aber auch, dass sich innerhalb der letzten vier Jahrzehnte die Rahmenbedingungen in der deutschen Gesellschaft gewandelt haben. Vor diesem Hintergrund ist es nur konsequent, dass auch die Anforderungen an wissenschaftliche Einrichtungen neu justiert wurden. Schnelllebigkeit und neue Schwerpunkte prägen unser aktuelles Bild von Wissenschaft: Anwendungsaspekte sind in den Vordergrund gerückt, besonders in den technischen Fächern und der Medizin. Neben wirtschaftlichen Themen beherrschen Stichwörter wie Energiewende und Klimawandel den Diskurs. Schwere Zeiten für die Geisteswissenschaften.

Die Herausforderungen sind enorm. Wo ist der Platz für wissenschaftliche Langzeitunternehmen? Wie lässt sich in traditionellen Projekten auf unauffällige Weise ein stetiger Wandel organisieren? Gelingt es gar, große Datenmengen in kurzer Zeit so aufzubereiten, dass möglichst viele Menschen weltweit unmittelbar Zugriff erhalten?

Erlauben Sie mir vor diesem weiten Horizont einige eher persönliche Annäherungen. Mein Blick ist dabei nicht der eines Insiders, sondern der eines interessierten Beobachters. Und das in zweifacher Weise. Zum einen bin ich der Arbeit der Kommission seit fast 30 Jahren dadurch indirekt verbunden, dass ich selbst lange Zeit als Redakteur und Herausgeber eines großlandschaftlichen Wörterbuchs gearbeitet habe. Unser Verhältnis war und ist von einer Kollegialität geprägt – und das ist wahrlich nicht selbstverständlich –, die auch das kritische Nachfragen zulässt.

1 Verwiesen sei auf die programmatischen und resümierenden Schriften zur Arbeit der Kommission, insbesondere GOOSSENS (1997) und TAUBKEN (1997).

Zum zweiten aber wurde das Institut für niederdeutsche Sprache, für das ich nun seit neun Jahren tätig bin, im gleichen Jahr wie die Kommission gegründet – allerdings nahm die Geschäftsstelle erst 1974 ihren Betrieb auf (vgl. die Broschüre INS 1982).

1. Gründungszeit und Programmatik

Wer die Kommission und das INS in ihrem Sein betrachten will, muss auch ihr Geworden-Sein in Augenschein nehmen. Es lohnt also ein Blick auf die Anfangsjahre, will man die Grundausrichtung mit ihren konstanten und aus heutiger Sicht möglicherweise auch neuralgischen Punkten begreifen. Wie also passt die Gründung der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens und des Instituts für niederdeutsche Sprache in die frühen 70er Jahre des letzten Jahrhunderts?[2]

In den beginnenden 70er Jahren gerieten die unter und neben der hochdeutschen Standardsprache im deutschen Sprachraum vorkommenden Idiome in erhöhtem Maße in den Blick einer interessierten Öffentlichkeit und auch der wissenschaftlichen Beschäftigung. Plötzlich wurde wahrgenommen, dass die einfache Vorstellung, dass in Deutschland eben Deutsch gesprochen werde, undifferenziert kaum aufrechtzuerhalten war. Begriffe wie Nation, Staat, Kultur- oder Sprachgemeinschaft verlangten nach Schärfung.

Nun wurde das Bewusstsein für die Tatsache geschärft, dass sich unter dieser für alle Bürger gleichermaßen geltende Standardebene eine stark differenzierte, verschieden geartete und bewertete Landschaft von sprachlichen Formen verbirgt. Man richtete den Blick auf die so genannte „innere Mehrsprachigkeit“, differenzierte das sprachliche Verhalten nach räumlichen, zeitlichen, sozialen und situativen Gesichtspunkten.

Die mit der differenzierten Sicht auf den Sprachgebrauch einhergehende veränderte Wahrnehmung bezog sich nicht allein auf regional differenzierte Sprachformen. Vielmehr bezog sie gesellschaftliche Gruppen ein, die bis dahin eher als marginal angesehen worden waren, darunter so heterogene Einheiten wie „die Jugend“ oder „die Frauen“. Nicht nur im Bewusstsein der Menschen, sondern auch im politischen Handeln begannen diese nun eine größere Rolle zu spielen.

Ein solches Denken brachte auch dem Niederdeutschen ein verstärktes Interesse als einer regional geprägten und damit auch für die Kultur Westfalens und des Lipperlandes prägenden Sprachform. Mit dieser neuen Wahrnehmung überlagerten sich zwei weitere Entwicklungen. Zum einen verbanden sich seinerzeit mit dem Interesse an regional gebundenen Sprachformen vornehmlich Vorstellungen von der

2 Wortverliebte Linguisten würden zunächst auf einen Unterschied hinweisen: Dass nämlich der gleiche Gegenstand – gemeint ist das Plattdeutsche – einmal als Sprache und einmal als Mundart bezeichnet wird. Diesen Wissenschaftlerstreit können und wollen wir hier nicht austragen. Auch bin ich fest davon überzeugt, dass sich unsere Einrichtungen nicht an ihren Etiketten messen lassen sollten, sondern an ihren wissenschaftlichen Ergebnissen und an ihrem Ertrag für die Gemeinschaft.

Emanzipation „unterdrückter“ sprachlicher Traditionen. Zum anderen fiel die Gründung der Kommission für Mundart- und Namenforschung wie auch des Instituts für niederdeutsche Sprache in eine Phase eines ausgeprägten strukturellen Wandels, in dessen Folge zahlreiche Gesellschaftswissenschaftler insbesondere die tradierten Lebens- und Arbeitsformen bedroht sahen. Aus der Erkenntnis der Gefährdung überkommener Kulturformen erwuchs der Auftrag des Sammelns, Dokumentierens, wissenschaftlichen Analysierens und Auskunftgebens.

2. Sprach- und Kulturarbeit in der Region zwischen Theorie und Praxis

„Doon is en Ding“ heißt es gern bei den Plattdeutschen. Dem Anpacken, dem Handeln, dem Pragmatismus wird also das Wort geredet, und diese Haltung wird dann landsmannschaftlich festgemacht – wir kennen solche Zuschreibungen, die nicht selten mit Wortkargheit gekoppelt werden, etwa für „den Westfalen“ ebenso wie für „den Nordfriesen“ – oder kollektiv für ganz Norddeutschland propagiert. Fremd- und Selbstbilder werden auf diese Weise bis heute kultiviert. Mit Blick auf die komplexe Aufgabe effektiver Sprach- und Kulturarbeit in der Region kann eine solche Herangehensweise kaum ausreichen, zumal es eine Fülle möglicher Ansatzpunkte gibt. Ohne ein integrierendes Konzept müssen die Erfolge bescheiden bleiben. Hinzu kommt, dass die Langversion des oben angeführten Mottos lautet: „Snacken köönt wi all, man Doon is en Ding“. Die Aussage richtet sich also nicht nur auf das Tun, sondern sie zielt gleichzeitig gegen jegliches Theoretisieren. In aller Schärfe der scheinbar behaglichen plattdeutschen Lebensmaxime wird hier ein Gegensatz zwischen Theorie und Praxis etabliert.

Für das INS hat man bereits in der Gründungsphase einen spannungsreichen vermittelnden Weg vorgegeben. Das gesamte niederdeutsche Sprachgebiet von der Ems bis zur Oder und von Flensburg bis Göttingen abdeckend, ausgestattet mit zunächst zwei Wissenschaftlerstellen und einer Verwaltungsstelle, versehen mit einem Satzungsauftrag, der in seiner Breite sowohl die Dokumentation als auch die Umsetzung in konkretes Handeln in Bereichen wie Kultur, Bildung und Medien umgreift. Dieser Auftrag trägt deutlich idealistische Züge; in einer Situation existenzieller Sprachbedrohung sollte sich das INS möglichst breit für die Belange der Regionalsprache und ihrer Sprecher einsetzen. Bis heute lassen sich die formulierten Ziele angesichts der Kapazitäten wie auch der zahlreichen regionalen Besonderheiten nur punktuell und bestenfalls holzschnittartig erreichen.

Dabei sind die Wünsche und Forderungen an unser Tun wahrlich nicht bescheiden. So wurde auf den Jahresversammlungen unseres Trägervereins über mehrere Jahre die Forderung vorgetragen, das INS möge ein etymologisches Wörterbuch der niederdeutschen Sprache erarbeiten und publizieren – wohlgemerkt: neben allen anderen Aufgaben. Hier klafft zwischen dem Wünschenswerten und dem Machbaren eine unüberbrückbare Kluft. Bei den gegebenen Kapazitäten wäre ein solches Vorhaben entweder auf eine Weise durchzuführen, dass es kaum wissenschaftlichen

Ansprüchen genügte, oder es würde aufgrund des erforderlichen Aufwands die Gesamtkonstruktion des INS gefährden. Wer die vorgetragene Forderung allerdings mit Hinweis auf die vielfältigen Aufgaben und die zur Verfügung stehenden Kapazitäten rigoros ablehnt, sollte zumindest die hinter der Anfrage stehende Motivation ernst nehmen. Denn sowohl die Beharrlichkeit des Vortrags als auch der Gegenstand selbst sind deutliche Indizien dafür, dass die Menschen dem Plattdeutschen, seinen Bausteinen und seiner Geschichte ein großes Interesse entgegenbringen.

In Westfalen wurden andere Schwerpunkte gesetzt. Die räumliche und personelle Nähe zur Universität Münster hatte eine deutliche Ausrichtung auf wissenschaftliche Methoden und Fragestellungen zur Folge.[3] Zudem trat die Aufgabe des Dokumentierens deutlich vor die des aktiven Einsatzes für die aktuell bedrohten niederdeutschen Varietäten. In der Rückschau lässt sich festhalten: Fest umrissene Aufgabenstellungen verringerten die Gefahr des Aktionismus erheblich. Über die Jahre blieb der Fokus auf eine im besten Sinne solide wissenschaftliche Arbeit gerichtet: Daten erheben, aufbereiten, auswerten und präsentieren – traditionell in Druckwerken, zunehmend heute auch im Internet. Anstelle eines ständig wechselnden Programms mit jeweils neuen Anforderungen herrschen hier Kontinuität und Stabilität. So haben sich über die Jahrzehnte das „Westfälische Wörterbuch“, das „Lexikon westfälischer Sprichwörter und Redensarten“ und der „Westfälische Flurnamenatlas“ zu den drei tragenden Säulen der Kommissionsarbeit entwickelt; seit einigen Jahren werden diese Arbeitsfelder durch ein „Internetportal Familiennamengeografie“ ergänzt.[4]

Bei aller Konstanz aber darf der Faktor der derzeitigen gesellschaftlichen und technischen Entwicklungen nicht vernachlässigt werden. Auch und gerade für in der Vergangenheit erfolgreiche Unternehmungen gilt, dass man sich eben nicht auf pauschalen Aussagen darüber ausruhen sollte, wie grundlegend und wie zentral diese wissenschaftlichen Forschungen sowohl für das Verständnis vom Geworden-Sein regionaler Kultur als auch für das Selbstbild der hier lebenden Menschen sind. Festzuhalten bleibt: Die heutigen Menschen kommunizieren auf anderen Wegen als vor 40 Jahren, sie halten direkte Zugänge zu nahezu allen Informationstypen für selbstverständlich, sie suchen oft schnelle Grundinformationen, und schließlich vertrauen die Geld gebenden Institutionen dem Abzeichen der Wissenschaft nur noch bedingt, auch sie fragen nach dem Bedarf und nach der Nutzung. Die Herausforderungen liegen auf der Hand: Gefragt ist ein „neuer Spagat“ zwischen unmittelbarer Anwendung und solider Wissenschaft.

---

3 Es sei darauf hingewiesen, dass insbesondere in den kleinen Philologien wie auch in der Linguistik die wissenschaftlichen Schwerpunkte durchaus anders bestimmt werden können. So proklamiert der Brite David CRYSTAL gegenwartsbezogene Aufgaben für die Sprachwissenschaft: “The most important task in linguistics today – indeed, the only really important task – is to get in the field and describe languages, while this can still be done.” (CRYSTAL 2000, 65). Dass sprachwissenschaftliches Handeln sehr wohl auch die Interessen der Sprachgemeinschaft und dabei insbesondere Faktoren wie Sprachförderung oder Sprachausbau, wahrnehmen kann, beschreibt für das Friesische WALKER (2012).

4 Vgl. hierzu besonders die Projektvorstellungen unter http://www.mundart-kommission.lwl.org.

So ähnelt sich der Katalog der von übergeordneten Instanzen auf einen Projektentwurf gerichteten Fragen. Da heißt es etwa: Wer soll von der Arbeit profitieren? Wer interessiert sich eigentlich für Mundarten oder Flurnamen? Welche Teile der Bevölkerung haben überhaupt Kenntnis von den Aktivitäten der Kommission? Wie macht die Kommission auf ihre Projekte und deren Ergebnisse aufmerksam? Und nicht zuletzt: Muss das denn alles so lange dauern? Oder gar: Kann man das nicht auch knackiger ausdrücken?

Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte eine wissenschaftliche Beschäftigung ihre Berechtigung im Zweifelsfall allein aus sich selbst heraus begründen, zumindest dann, wenn sie traditionellen Methoden verpflichtet war. Doch auch in den Geisteswissenschaften lässt sich diese Selbstverständlichkeit im Rekurs auf das eigene Fach und seine vermeintlich ehernen Gesetzmäßigkeiten kaum noch aufrechterhalten. Ob wir es wollen oder nicht: In dem beschriebenen Kräftefeld sind gerade auch die Geisteswissenschaftler gefordert, sich darüber Gedanken zu machen, wie Aussagen und Erkenntnisse mit medialer Unterstützung in ein helleres Licht zu rücken sind – es geht um Fragen der gesellschaftlichen Relevanz und der Akzeptanz. Das hier angedeutete radikale Umdenken, das einen neuen Wissenschaftlertyp erforderlich macht, reizt zweifellos zum Widerspruch. Doch der Widerspruch lohnt kaum die Mühe, denn die Weichenstellungen sind längst erfolgt. Der moderne Fachwissenschaftler muss sich darauf einstellen, dass ihm abverlangt wird, dass er zum Marktforscher und strategisch versierten Verkäufer mutiert. Ließe er sich nun aber tatsächlich auf diese so zeittypische Herausforderung ein, wären seine Probleme keineswegs gelöst. Denn nun müsste er nicht nur forschen, sondern zusätzlich Pressemitteilungen formulieren, Ausstellungen konzipieren, animierende Internetpräsentationen kreieren und das Werk möglichst auch noch selbst rezensieren.

Ein Blick in die Wissenschaftslandschaft zeigt, dass es auch unter Linguisten Talente gibt, welche die hier geforderten Fähigkeiten besitzen und das entsprechende Profil ausfüllen. Ohne diese Forscher mit speziellen zusätzlichen Fähigkeiten müsste manch eine Einrichtung geschlossen werden. Unzweifelhaft gilt aber ebenso: Die solide Wissenschaft braucht auch und gerade die anderen – die stillen, die präzisen, die unaufgeregten und kenntnisreichen Forscher, die sich am trefflichsten in ihrem Archiv entfalten können. In unserer schnelllebigen Welt, die sich gern an Äußerlichkeiten und Vermeintlichkeiten orientiert, fällt mein Appell eindeutig aus: Lasst die Wissenschaftler in Ruhe arbeiten. Gebt ihnen Gelegenheit, sich in jedem einzelnen Detail zu beweisen. Hütet die Einrichtungen, in denen Grundlagenarbeit geleistet wird.

In der Praxis lässt sich diese Forderung nur schwer anwenden. Das INS verfügt seit 2008 über Finanzmittel, die im Bundeshaushalt in einem gesonderten Titel ausgewiesen sind. Da es sich ausschließlich um Projektmittel handelt, formulieren die Mitarbeiter jährlich vier bis acht Anträge, deren Laufzeit jeweils am Jahresende endet. Integraler Bestandteil eines solchen Antrags ist der Ausweis erreichbarer, möglichst quantifizierbarer Ziele. Spätestens hier sitzt der Antragsteller in der Falle, zumal bei internetbasierten Projekten zwanghaft eine Antwort auf die Frage nach der

Anzahl der „Klicks“ erwartet wird. Als ob man irgendeinen relevanten Parameter im Zusammenhang mit wissenschaftlicher Grundlagenarbeit über das Anwählen einer bestimmten Internetseite bemessen könnte. Es liegt mir fern, diesen Gedanken über Gebühr zu strapazieren – aber sollten Sie beispielsweise in absehbarer Zeit den Bestand des „Westfälischen Wörterbuchs“ ins Netz stellen wollen, wäre zunächst die quantitative Prognose zu stellen, und zwar ausschließlich unter dem Aspekt des Erfolgs: Wie viele Klicks pro Woche, pro Monat, pro Jahr wären demnach als Erfolg zu bewerten? Die planerischen Überlegungen müssen aber noch weiterführen: Wie gedenken Sie diese Zahl im nächsten Jahr zu steigern? Und was machen Sie, wenn Sie feststellen, dass das Lemma *Bik-bi*^{e}*ren-ko*^{a}*rf* drei Jahre lang nicht aufgerufen wurde? Entfernen Sie es aus Gründen der Effektivität? Und wird das Wort am Ende konsequent aus der Sprache getilgt?

Zwischen Ansprüchen, Erfordernissen und Erwartungen muss sich wissenschaftliches Tun seinen Weg suchen. Dabei gibt es kein Patentrezept, vielmehr geht es um ein ständiges Ausloten und behutsames Nachjustieren, vor allem mit Blick auf die Präsentation der Ergebnisse. Weder die Universitäten noch Organisationen wie der Landschaftsverband Westfalen-Lippe leben im Elfenbeinturm. So ist heute jeder Projektverantwortliche gefordert, sich mit der Nutzung der neuen Medien auseinanderzusetzen. Es geht darum, eine Symbiose herzustellen zwischen bewährten Methoden und modernen Darstellungsformen. Ob wir es wollen oder nicht: Der Wert wissenschaftlicher Forschung bemisst sich aktuell auch daran, in welcher Weise den Bedürfnissen der Bevölkerung Rechnung getragen wird.

Lassen Sie mich die Frage, wie weit Wissenschaft in der Verantwortung steht und wann sie das Feld besser anderen überlassen sollte, an einem aktuellen Beispiel erläutern. Im Jahr 2006 konnte das rund 40.000 Stichwörter umfassende „Hamburgische Wörterbuch“ (1956–2006), angelegt unter einem wissenschaftlichen Rahmen, der mit dem des „Westfälischen Wörterbuchs“ durchaus vergleichbar ist, abgeschlossen werden. Wegen der bekannten Nachfrage nach einem handlichen Werk legten die beiden Bearbeiter noch im gleichen Jahr mit „Kleines Hamburgisches Wörterbuch“ (HENNIG / MEIER 2006) eine einbändige Zusammenstellung mit 6.500 Stichwörtern vor. Die Lexikographen hatten die öffentliche Aufmerksamkeit anlässlich des Abschlusses des wissenschaftlichen Stadtwörterbuchs genutzt, um ein gesteigertes Interesse an der Sprache auf populäre Weise zu bedienen. Ein solches Verfahren ist zweifellos mit Mehrarbeit verbunden, doch andererseits eröffnet es der Wissenschaft die Möglichkeit, den Nutzen ihrer Forschungen an eine große Zahl von Interessenten weiterzugeben. Angesichts der sich hier dokumentierenden positiven Einstellung gegenüber der niederdeutschen Lexik ist es wenig verwunderlich, dass die nachfolgenden Maßnahmen von privatwirtschaftlichen Interessen und ohne Beteiligung der Wissenschaft vollzogen wurden. Das Hamburger Abendblatt startete eine Serie unter dem Titel „Sprechen Sie Hamburgisch?“. 2009 erschien der gleichnamige erste Band zu dieser Serie, mit deutlich emotiven Aufladungen, ausgerichtet auf nostalgische Sichtweisen und drastische Situationen (SCHMACHTHAGEN 2009). Der Verkaufserfolg, begleitet von einem hohen Werbeaufwand, überstieg erheblich

den des „Kleinen Hamburgischen Wörterbuchs“, das seither bei der 2. Auflage aus dem Erscheinungsjahr verharrt. Nicht ohne Stolz berichtete der stellvertretende Chefredakteur der Zeitung ein gutes halbes Jahr nach der Erstveröffentlichung: „Auch dieses Buch bricht alle Rekorde. Vom ersten Band wurden bisher über 110.000 Exemplare verkauft. Zwischenzeitlich hat das Hamburgische Sprachwerk den 20. Platz der deutschlandweiten Bestseller-Listen erobert.“ (IKEN 2010, 54) Genau betrachtet war es nur ein kleiner Schritt hin zu diesem Publikumserfolg. Bei oft erstaunlichen Übereinstimmungen in Inhalten und Formulierungen genügte ein populärer, eben bewusst nicht strikt wissenschaftlicher Aufbau und Schreibstil, ergänzt durch historische Illustrationen, um einen Bestseller zu kreieren. Und es ist kaum verwunderlich, dass dieses erfolgreiche Modell ein Jahr später in einem zweiten Band seine Fortsetzung fand (SCHMACHTHAGEN 2010). Inzwischen ist 2012 ein stark erweiterter Gesamtband erschienen.

Die Wissenschaft wird sich zunehmend fragen lassen müssen, ob sie nicht in der Lage wäre, ein existierendes Interesse angemessen zu befriedigen. Für den Nachweis ist das alleinige Auszählen von Klicks zweifellos untauglich, doch ist die Vorstellung, den Nutzen quantitativ zu erfassen, grundsätzlich nicht verwerflich, und es wäre fahrlässig, sich nicht konstruktiv mit ihr auseinanderzusetzen: Wie gelingt es mithilfe der aktuell gegebenen technischen Möglichkeiten, Zugang zu möglichst vielen interessierten Menschen zu erhalten? In dieser Hinsicht liegt die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens mit ihrem Arbeitsschwerpunkt derzeit ausgesprochen gut im Trend. Das belegt eine aktuelle Studie des Instituts für Deutsche Sprache: „Ganz allgemein geben mehr als ein Drittel (35 %) der Befragten an, sich ‚stark‘ oder ‚sehr stark‘ für sprachliche Fragen zu interessieren [...]. Das sind prozentual fast drei Mal so viele Befragte wie noch in der Umfrage [...] aus den Jahren 1997/98, in der nur 13 % ein ‚starkes‘ oder ‚sehr starkes‘ Sprachinteresse äußerten.“ (EICHINGER u. a. 2009, 7)

Diese Ergebnisse relativieren nicht zuletzt den Aspekt der gesellschaftlichen Relevanz. Insofern ist allen Beteiligten dringend anzuraten, sich immun gegen solche Schwankungen zu halten. Das Bestreben der Verantwortlichen muss daher auch sein, das eigentliche wissenschaftliche Handeln weitgehend von solchen Wünschen und Forderungen zu trennen, die von Mainstream-Befindlichkeiten ausgelöst werden.

Immerhin kann die Wissenschaft positive Einstellungen für sich nutzen. Die gegenwärtigen Voraussetzungen sind ausgezeichnet. Denn nicht nur die Sprache, sondern auch die Region und ihre Hervorbringungen – und hier reicht das Spektrum von der Küche bis zur Redensart – stehen derzeit trotz oder gerade wegen globaler Trends hoch im Kurs. Einen Beleg liefert die Tatsache, dass die Zeitschrift „Der Spiegel“ Ostern 2012 mit der Geschichte „Was ist Heimat?“ aufmachte. In einer Erhebung aus dem März 2012 gaben 64 % der Befragten an, dass Heimat im Zeitalter der Globalisierung für sie eher an Bedeutung gewonnen hat (vgl. KURBJUWEIT 2012, 63). Bezeichnend ist das Nebeneinander von recht unterschiedlichen und einander durchaus widersprechenden Heimat-Konzepten. Einem Fazit zufolge „ist der kol-

lektive Heimatbegriff überholt." (Ebd., 69) Doch hat gesellschaftlicher Wandel das Bedürfnis nach Nähe und Vertrautheit keineswegs aufgehoben; so heißt es abschließend: „Die Zukunft der Heimat ist der Mensch, dem man vertraut, vielleicht nicht ein Leben lang, aber für ein paar Jahre, ein Mensch, mit dem man mailt, chattet, skypt, telefoniert, meist von unterwegs, manchmal von zu Hause aus. Und dem man hin und wieder begegnet, kohlenstoffmäßig." (Ebd.)

Aktuell ist jedenfalls der Bedarf an einer fundierten Beschäftigung mit den in Sprache gefassten Mentalitäten der Region groß. Mitarbeiter des Nordfriesischen Instituts haben dieses Interesse im Jahr 2011 zum Anlass genommen, eine aktuelle Bestandsaufnahme dessen zu wagen, was landläufig unter dem Stichwort „Heimat" geführt wird (STEENSEN 2011). Mentale Schichten werden dabei offengelegt, historisch gewachsene und auch solche, die erst wenige Jahre alt sind. Der Stellenwert von Sprache und Mehrsprachigkeit wird nicht zuletzt durch die Tatsache angezeigt, dass diesem Themenfeld ein eigenes Kapitel gewidmet ist.

3. Das Kennen und das Wissen als Grundlage jeglicher Kulturarbeit

In Deutschland wird seit einigen Monaten eine intensive Diskussion darüber geführt, ob für die Anerkennung und Durchsetzung guter Ideen eher Konzepte oder eher charismatische Persönlichkeiten benötigt werden. Auch die Wissenschaft kommt nicht umhin, sich über ausgewählte Medienrepräsentanten in der öffentlichen Wahrnehmung zu positionieren.[5] Bezweifelt werden darf allerdings die Nachhaltigkeit der Wirkung solcher Wissenschaftsmotoren. Zweifellos mag eine charismatische Persönlichkeit die Akzeptanz eines Faches oder Teilfaches befördern, doch langfristig kann – und das gilt auch im Medienzeitalter – nur die Qualität des Konzepts entscheidend für den Erfolg sein. Mit Blick auf die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens hat sich das Grundkonzept, das jeweils nachjustiert werden kann, über vier Jahrzehnte als tragfähig erwiesen; auch in Zukunft wird dieses Konzept tragen.

Die Arbeit der Kommission gründet auf verschiedenen Säulen. Mit der Besetzung der Kommission ist es in eindrucksvoller Weise gelungen, das Wissen über die sprachkulturellen Verhältnisse in der Region zusammenzuführen und zu bündeln. Entstanden ist eine Aktionsgemeinschaft, die über ihre Mitglieder als Multiplikatoren in die Landschaft zurückwirkt.

Es ist ein wesentliches Merkmal der Kommission, dass die zu leistende Arbeit keineswegs von den angestellten Wissenschaftlern allein erbracht wird, sondern dass sich auch ehemalige Mitarbeiter in die Arbeit einbinden lassen. Ich denke hier ganz besonders an die unermüdliche Irmgard Simon, die ihre Forschungen kontinuierlich im Archiv der Arbeitsstelle fortgeführt hat, ähnlich wie Gunter Müller, Hermann

5 Als Beispiel mag der Namenkundler Jürgen UDOLPH dienen, emeritierter Professor mit vielen Auftritten in den Medien und einer Reihe populärwissenschaftlicher Bestseller.

Niebaum und Hans Taubken. Es ist ja nicht nur in Münster so, dass die Profile von Langzeitprojekten von ehrenamtlichen Kräften bestimmt werden. Hier bewahrheitet sich der alte Satz: Die wissenschaftliche Arbeit ist wie die große Liebe – sie endet nimmermehr.

4. Zukunftswege

Die Zukunft der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens im Allgemeinen hängt nicht unmittelbar von der Ausrichtung oder der Qualität ihrer Projekte ab. Kontinuierlich gilt es, Entscheidungsträger, die mehrheitlich nicht mit der philologischen Detailarbeit vertraut sind, vom Wert der angefangenen oder in Aussicht genommenen Vorhaben zu überzeugen. In dieser Hinsicht dürfte die Bedeutung der Zusammensetzung der Kommission noch wachsen. Zurzeit kann konstatiert werden: Die Kommission ist mit ihrer wissenschaftlichen Fachkompetenz hervorragend aufgestellt.

In einer selbstbewussten Bürgergesellschaft kann aber die Frage nach dem Nutzen für die Gemeinschaft und für jeden Einzelnen kaum ausbleiben. Und an diesem Punkt bleibt nur festzustellen, dass es auch dem Besten nicht gelingen kann, die Bedürfnisse aller Beteiligter zu befriedigen. In diesem Bewusstsein – und dieser Gedanke ist weit entfernt von Arroganz oder elitärem Gehabe – kann die Kommission ihren Kurs guten Gewissens fortsetzen. Ihre Arbeit hilft den Menschen zu begreifen, in welch faszinierenden alltagskulturellen Zusammenhängen sie leben. Diese Art der Kultur ist grundsätzlich komplex und mehrdimensional, wer deren Grundlagen nicht kennt, wer sich nicht intensiv und detailliert mit den Befunden vor Ort beschäftigt hat, wird zu nachhaltiger Kulturarbeit kaum imstande sein. Ohne Zweifel: Die Archive der Kommission leisten – für sich allein und im Kontext mit den anderen Wissenschaftlichen Kommissionen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe – genau das, was man von einem sprachkulturellen Gedächtnis der Region erwartet. Die Kommission arbeitet in einem abgegrenzten Bereich eines kulturellen Steinbruchs. Was sie in diesem Feld leistet, ist nicht weniger, als essenzielle Bauteile des kulturellen Gedächtnisses der Region sichtbar zu machen, zu beschreiben und zu analysieren.

Ein solches Gedächtnis ist grundsätzlich dynamisch. Insofern ist die Kommission gut beraten, wenn sie ihren Arbeitshorizont öffnet; so könnte die aktuelle Sprachlandschaft von Westfalen bis zum Siegerland stärker in den Fokus gerückt werden. Für die Verbreitung des erarbeiteten Wissens eröffnen die neuen Medien heute völlig neue Wege. So nutzt die Kommission das Internet in vorbildlicher Weise, beispielsweise indem sie die vergriffenen Bände der Schriftenreihe kostenfrei zum Download zur Verfügung stellt. Um diese Wege zu beschreiten, ist Mut erforderlich und die Bereitschaft zum Erproben und Weiterentwickeln. Glücklicherweise sprechen die ersten Erfahrungen dafür, dass die Materialien und die Forschungsresultate der Kommission durchaus massentauglich sind. Das Augenmerk

wird sich künftig stärker als bisher darauf richten, die Erkenntnisse nicht nur für die wissenschaftliche, sondern auch für die breite Öffentlichkeit handhabbar zu machen. Neben den klassischen Formaten Vortrag, Aufsatz und Buch will nun auch die Ausstellung gestaltet sein, gefolgt von der Internetpräsentation, dem Film, der Videosequenz oder der App.

Unser Institut für niederdeutsche Sprache reagiert wesentlich direkter auf Anforderungen aus der Politik oder den staatlichen Verwaltungen, aus Heimatvereinen, Literaturgesellschaften, Bühnen und einzelnen Akteuren. Wir haben die satzungsgemäße Aufgabe, ermutigend und bestärkend auf die Plattsprecher sowie auf das kulturelle und gesellschaftliche Umfeld einzuwirken. Mit den Kindertageseinrichtungen des Deutschen Roten Kreuzes in Schleswig-Holstein entwickeln wir zurzeit in der Praxis ein Konzept für einen modernen Umgang mit Plattdeutsch in Kindertageseinrichtungen. Und als das Bundesland Hamburg Anstrengungen unternahm, einen Lehrplan für ein Wahlpflichtfach Niederdeutsch für die Klassen 1 bis 4 zu formulieren, hat sich unser Institut selbstverständlich mit seinen Kompetenzen eingebracht.

In dem Vergleich der Wegstrecken, die das Institut für niederdeutsche Sprache auf der einen und die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens auf der anderen Seite in den vergangenen 40 Jahren zurückgelegt haben, ging es nicht um eine kritische Wertung der vertretenen Konzepte. Es wäre ein großer Fehler, die beiden Einrichtungen mit ihren unterschiedlichen Profilen als Konkurrenten zu betrachten; vielmehr sind sie Partner, die an unterschiedlichen Stellen aufeinander angewiesen sind und die immer wieder voneinander profitieren.

Dieser pluralistische Ansatz lässt sich auch auf eine Typologie der beteiligten Philologen übertragen. Bedarf besteht am beständigen Philologen des Typs „Sammler und Deuter“ wie auch am öffentlichkeitswirksamen Wissenschaftler des „Verkäufer-Typs“. Mehr als in früheren Jahrzehnten müssen diese Rollenträger lernen, gemeinsam an Großprojekten zu arbeiten und sich als notwendige Bestandteile ein und desselben Teams zu begreifen. Das kann nur gelingen, wenn eine Bereitschaft zum Umdenken besteht. Es geht in vielen Zusammenhängen nicht mehr um Entweder-oder-, sondern um Sowohl-als-auch-Konstruktionen.

Der ständigen Gratwanderung zwischen ernsthaften wissenschaftlichen Forschungsaufträgen und dem Bedienen von Mainstream-Erwartungen sind beide Einrichtungen ausgesetzt. In dieser Lage gilt es, gemeinsame Ziele zu betonen. In diesem Sinne sollten wir in den nächsten Jahren ernsthaft bestrebt sein, ein gemeinsames, mit Bundesmitteln gefördertes Projekt zu entwickeln. Denkbar wäre etwa eine Umfrage zum Stand des Niederdeutschen und zu anderen regionalen Varietäten in Nordrhein-Westfalen.

Ohne Einschränkungen lässt sich nach 40 Jahren feststellen: Es gibt genügend Aufgaben, es gibt motivierte und kompetente Forscher, und es gibt eine interessierte Öffentlichkeit – beste Voraussetzungen für eine gute Zukunft.

Zitierte Literatur

CRYSTAL, David (2000): *Language Death*. Cambridge.

EICHINGER, Ludwig M. / Anne-Kathrin GÄRTIG / Albrecht PLEWNIA / Janin ROESSEL / Astrid ROTHE / Selma RUDERT / Christiane SCHOEL / Dagmar STAHLBERG / Gerhard STICKEL (2009): *Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativumfrage*. Mannheim.

GOOSSENS, Jan (1997): *25 Jahre Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens*. In: *NdW* 37, S. 1–4.

Hamburgisches Wörterbuch (1956–2006). Bd. 1–5. Neumünster.

HENNIG, Beate / Jürgen MEIER (2006): *Kleines Hamburgisches Wörterbuch. Plattdeutsch – Hochdeutsch*. Hochdeutsches Register. 1. und 2. Aufl. Hamburg.

IKEN, Matthias (2010): *Sprechen Sie Hamburgisch? – Heimatsprache in einer Qualitätszeitung*. In: Bundesraat för Nedderdüütsch (Hrsg.): *Zwischen Kulturauftrag und Unterhaltungsprogramm. Plattdeutsch in den Medien*. Leer, S. 53–56.

Institut für niederdeutsche Sprache 1972–1982 (1982). Hrsg. vom Vorstand des Instituts für niederdeutsche Sprache. Bremen.

KURBJUWEIT, Dirk (2012): *„Mein Herz hüpft“*. In: *Der Spiegel* 15, S. 60–69.

RINKE, Moritz (2011): *Fanatiker des Augenblicks*. In: *Die Z*eit, 14. Juli 2011, S. 47.

SCHMACHTHAGEN, Peter [d. i. Peter Meyer] (2009): *Sprechen Sie Hamburgisch?* Bd. 1. *Allerlei Begriffe aus der Zeit, als Großmutter ’n lütt Deern weer*. Hrsg. vom Hamburger Abendblatt. Hamburg.

SCHMACHTHAGEN, Peter [d. i. Peter Meyer] (2010): *Sprechen Sie Hamburgisch?* Bd. 2. *Noch mehr Begriffe aus der Zeit, als Großvater die Großmutter nahm*. Hrsg. vom Hamburger Abendblatt. Hamburg.

STEENSEN, Thomas (2011): *Heimat Nordfriesland. Ein Kanon friesischer Kultur*. Bredstedt.

TAUBKEN, Hans (1997): *Geschichte und Aufgaben der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens*. In: *NdW* 37, S. 5–12.

WALKER, Alastair (2012): *Caught on the Tightrope. The Linguist between the Scientific Community and the Language Community*. In: *Philologia Frisica. Anno 2008*. Lezings fan it achttijnde Frysk Filologenkongres fan de Fryske Akademy op 10, 11 en 12 desimber 2008. Ljouwert, S. 272–285.